



Soldaten stehen am Donnerstag vor einer katholischen Kirche in Colombo, Sri Lanka

COURTESY OF AP

# Nach dem Angriff

Ein Essay von Herfried Münkler

mmer wieder geraten in der Politik Mitgefühl und Pietät in Gegen- satz zu einem auf unterkritischen Analysen beruhenden strategischen Gegenhandeln. Das zeigt sich zur Zeit am Umgang mit den Opfern der terroristischen An- schläge in Sri Lanka. Für einige Tage standen sie an der Spitze der Nachrichtensendungen, inzwischen geht es, wenn überhaupt noch darüber berichtet wird, eher um die Täter als die Opfer, und in einigen Tagen werden die von islamisti- schen Selbstmordkommandos veranstalteten Blutbäder in der allgemeinen Be- richterstattung keine Rolle mehr spielen. Man beschäftigt sich mit anderem, einer Katastrophe oder besorgnisregenderen Wirtschaftsdaten, risikanten Entscheidungen der Politik oder auch bloß einem Sport- oder Kulturreignis. Man kann es als trivial bezeichnen, so eilig und so un- standslos zur Tagesordnung überzugehen, als wäre nichts geschehen. Und doch ist gerade diese ausgeprägte Ten- denz zur Vergleichsgütigung von Opfern eine der wichtigsten Widerstandslinien unserer Gesellschaften die Strategie des Terrorismus.

Politik hat häufig mit Paradoxien zu tun, aber selten treten sie so scharf und deutlich hervor wie dort, wo strategische Akteure unmittelbar aufeinandertrafen und mit den Mitteln der Gewalt den Willen der Gegenseite zu brechen versuchten. In diesem Fall besteht die Paradoxe darin, dass das, was ethisch selbstverständ- lich sein sollte, Mitgefühl und Pietät, strategisch eine Falle sein kann, in die man von der Gegenseite hineingelockt wird. Und wenn es keine Falle ist, dann kann es doch eine Fessel sein, die daran hindert, das zu tun, was weitere Opfer verhindern würde. Wenn man etwa der Frage nachgeht, warum der Erste Weltkrieg mehr als vier Jahre gedauert hat, wo doch nach zwei, drei Monaten absehbar war, dass keine der kriegsführen-

den Parteien ihre strategischen Pläne hatte verwirklichen können, stößt man auf einen Kult des heroischen Opfers, der es unmöglich macht, die Kampfhandlungen einzustellen und auf die Ausgangspositionen zurückzugehen. Das nämlich hätte bedeutet, dass alle Opfer, die man bis dahin gebracht hatte, sinnlos gewesen wären. Das einzugehen hat sich im Herbst 1914 kein europäischer Politiker getraut, und so ging der Krieg weiter und forderte ein Vielfaches der bis dahin gebrachten Opfer. Opfergedanken, ob heroisch oder unheroisch, kann durchaus furchtbare Folgen haben.

Was für den klassischen Krieg gilt, gilt erst recht für terroristische Anschläge: dass von den Opfern her zu denken die eigenen Fähigkeiten zum Durchkreuzen der gegnerischen Pläne einschränkt. Man muss beides voneinander trennen, die Pietät gegenüber den von Terroristen Getöteten und die Strategie zur Bekämpfung der Terroristen. Das endet mitunter darin, dass Pietät und Opfergedanken zur reinen Symbolpolitik werden, was von vielen als unwürdig und geschmacklos wahrgenommen wird. Damit könnten sie sogar recht haben. Aber die Verbin- dung von Totengedenken und Gegenhan- deln setzt die Politik unter Zugzwang und Zeitdruck, die selten von Erfolg gekrönt sind. Insofern ist die mürrische Differenz, mit der unsere Gesellschaften nach einer kurzen Phase der Erregung auf Terroranschläge reagieren, tatsächlich die Voraussetzung für kluges Gegen- handeln. Sie verschafft Zeit zur Analyse und dispensiert von dem Zwang einer unmittelbaren Reaktion.

Terroristische Strategien sind darum so töckisch, weil sie weniger über die ei- genen Aktionen als vielmehr über die Re- aktionen der Angegriffenen ihre Ziele verfolgen. Terroristen sind militärisch schwach, und eine unmittelbare Konfrontation mit den Angegriffenen wür- den sie verlieren. Diese Erfahrung muss- te sie verlieren.

te gerade der sogenannte „Islamische Staat“ im Irak und in Syrien machen, nachdem er ein Territorium erobert hat, durch das er verwundbar wurde, weil er das Eroberte verteidigen musste. Deshalb agieren terroristische Gruppen aus der Tiefe des sozialen Raums heraus, ver- suchen unerkannt zu bleiben und schlagen überraschend zu. Die Angriffsziele sind selten militärischer Art; zumeist handelt es sich um Zivilisten, die sich in größerer Zahl an einem bestimmten Ort versammelt haben. Waren zeitweilige Freizeit- und Unterhaltungsorte Ziel, so sind es jetzt Räume des religiösen Pietats – nicht nur, weil man dort beson- ders viele Menschen töten kann, sondern auch, weil die Empörung über ein solche Tat besonders groß ist. Empörung ist ein Mittel, um die Angegriffenen zu um- bedachten Reaktionen zu provozieren.

Das beginnt damit, dass die Angegriffe- nen sich entscheiden müssen, ob sie den Anschlag nach dem Kriminalitäts- oder dem Kriegsparadigma behandeln. Seit den Anschlägen vom 11. September 2001 ist es üblich geworden, von Krieg zu sprechen und auch tatsächlich Kriege zu führen. Aber der Krieg in Afghanistan hat die ter- roristische Bedrohung nicht zu beseitigen vermocht. Wenn es seitdem nicht mehr zu vergleichbaren Angriffen gekommen ist, hat das eher mit politischen Verkeh- rungen und geheimdienstlicher Aufmerksamkeit als mit der Präsenz der westlichen Soldaten in Afghanistan zu tun. Die Planer der Terroranschläge wollen die An- gegriffenen zu Kriegshandlungen provo- zieren, weil das ihre Behauptung bestäti- gten, man befindet sich im Krieg, was ihnen neue Anhänger und Unterstützer zufüllt. Außerdem erscheinen sie dadurch stärker, als es tatsächlich sind. Terroristen sind, wie sie tatsächlich sind. Terroristen tö- fen, um anderen zu erschrecken und die Bevölkerung zu unterwerfen.

Aber ist es nicht ein Zeichen der Schwäche, wenn man Terroranschläge einfach hin nimmt und deren Opfer dem Vergessen überantwortet? Ja, durchaus, wenn es dabei bleibt. Aber das ist nicht zwingend. Polizeiarbeit und Geheimdienstoperatoren können durchaus ein effektives Gegenhandeln sein, auch wenn sie nicht spektakulär sind und fast immer erst über einen längeren Zeitraum wirksam werden. Der wenig pie- trifftvolle Reaktionsmodus mürrischer In- differenz verschafft die dafür erforderliche Zeit, indem er von unmittelbaren Reagierern dispesiert. Der mit dem Blick auf die Opfer häufig verbundene Rachezwang, die aktivistische Seite von Trauer und Pietät, wird auf Kraft ge- setzt. Das eröffnet die Möglichkeit, den unmittelbaren Reflex in eine wohlbedachte Strategie zu überführen. Die

Kampfhandlungen einschließen, aber sie muss es nicht, wenn zu viel doggemässpricht. Strategisches Gegenhandeln gründet sich auf die Überzeugung, dass man selbst besser und effektiver lernen kann als die Terroristen.

Der Ausgangspunkt jeder terroristi- schen Opferstrategie ist die Feststel- lung, dass die westlichen Gesellschaften posttherische Gesellschaften sind, die einer victimischen Opfervorstellung inha- ben und denen die Idee des Sakrifikiums fremd geworden ist: Wenn wir von Op- fern sprechen, meinen wir nicht die he- roische Tat, durch die andere gerettet oder vor Schlimmem bewahrt werden, sondern den Einbruch des Sinnlosen in eine Welt, in der Fort- und Weiterleben für die meisten der höchste Wert ist. Im Vergleich mit Unfällen und Katastro- phen erschüttern uns Terroranschläge so viel mehr, weil in ihnen, gerade wenn Selbstmordattentäter im Spiel sind, die Idee des Sakrifikiums zelebriert wird. In solchen Situationen fühlen sich viele hilflos und hängen der Vorstellung an,

wir müssten uns, um widerstandsfähig zu sein, wieder dieses Sakrifikium ane- gen. Das ist die andere Falle, die der Ter- rorismus darstellt, denn diese Vorstel- lung der Rückverwandlung in eine he- roische Gesellschaft ist ebenso unrealis- tisch wie gefährlich. Sie versetzt westli- che Gesellschaften in einen Traum- und Trancezustand, in dem sie nicht mehr Herr ihrer selbst sind. Was uns vor dieser Falle schützt, ist abermals das nach kurzer Zeit eintretende Verschwinden der Opfer aus unserer Erinnerung. Die politische Urteilskraft kehrt zurück und damit die Fähigkeit zu strategischem Ge- genhandeln.

Was aber geschieht dann mit den Op- fern? Nachdem sie für kurze Zeit politi- sche Opfer waren, zu denen die Terroris- ten sie gemacht hatten, werden sie wie- der in die gedenkende Obhut der ihnen Nahestehenden, ihrer Angehörigen und Freunde, zurückgegeben. Denen obliegt es, ein würdevolles Angedenken zu be- wahren. Man kann das öffentliche Ver- gessen auch als die Entpolitisierung der Opfer begreifen, als Rückerstattung der Toten in die Erinnerungswelt des Privaten, in deren Folge die Politik in die Lage versetzt wird, darüber nachzudenken, wie sich ähnliche Anschläge und neuerliche Opfer zukünftig verhindern lassen. Das ist deren eigentliche Aufgabe. Dennoch sollen die Opfer der Terroranschläge nicht gänzlich aus der öffentlichen Aufmerksamkeit verschwinden. Dafür sorgt die nachfolgende Aufklärung, emotional abgekühlt schon durch die lange Abfolge des Aufgezählten. Sie zeigt, dass die meisten Opfer der islamistischen An- schläge selbst Muslime sind. Das sollte sich vor Augen halten, wer meint, wir hätten es mit einem Kulturkampf oder Glaubenskrieg zu tun.

Handeln wir entsprechend, stehen die Chancen gut, dass die Terroristen, mög- lichst sie noch so hinterhältig und raffi- niert sein, letztlich scheitern.





